# Settembrini und die Elemente

GAMSJAGD

**Jagen in den urtümlichen Bergen prägt. Die Auseinandersetzung mit den Naturgewalten formt die Bergjäger und lässt sie, vielleicht häufiger als andere Waidmänner, beim Jagern philosophieren.**

**Leo Tuor**

**Deutsch war für** Settembrini die Sprache des Geistes. Über die höheren Mächte las er: „Christliche Denker des Mittelalters und der Renaissance nahmen Gottes unmittelbare Gegenwart in allen möglichen Ereignissen wahr, vom Wetter bis zu Seuchen und Seebeben. Heute werden diese Phänomene nur noch von Fundamentalisten und Versicherungsgesellschaften auf höhere Gewalt zurückgeführt." Settembrini behauptete von sich selbst, ein Fundamentalist zu sein. Den Leuten standen die Haare zu Berge. Sie dachten an Bärte, Minarette und Kaftane.

Ein normaler Jäger macht Schießübungen mit dem Ziel, das Wild zu treffen. Das erscheint vernünftig. Mein Onkel machte nichts dergleichen. Nach der Jagd schmiss er die Flinte, wie er sich ausdrückte, auf den Estrich, und am Abend vor Jagdbeginn holte er sie hervor. Er verhielt sich wie einer, der ungern in den Wiederholungskurs einrückt. Er unterließ aber nicht bloß die Schießübungen, sondern auch das Reinigen der Waffe. Ein Ärgernis für jeden, der sein Gewehr ernst nimmt.

Settembrini glaubte nicht ans Gewehr. Er glaubte an die Kugel. Er sagte: „Jeder Kugel ist ihr Ziel schon vorbestimmt, bevor sie den Lauf verlässt. Sie trifft oder sie trifft nicht, aber jede Kugel fliegt dorthin, wo sie hinzufliegen hat." So etwas konnte er einem Schützen selbstverständlich nicht klarmachen. Aber er hatte auch nicht den Ehrgeiz, es zu probieren. Schützen hätten zu viel Zeit im Pulverdampf verbracht, als dass man ihnen etwas klarmachen könne. „Es tut nichts zur Sache, wenn sie glauben, sie könnten bestimmen, wo die Kugel einschlägt.»

Ich staunte nicht schlecht, als ich mir diese ballistische Theorie anhörte. Auch der Onkel schien von sich selbst überrascht zu sein. Die Uhr schlug zehn, und wir gingen zu Bett.

**Als er unter den Decken** lag und nur noch der Kopf hervorguckte, spann er den Faden weiter: „Das mit den Kugeln ist wie mit dem Blitz. Vor dem Blitz kannst du nicht fliehen. Du kannst die Nase hinein- oder hinaushalten. Aber wenn er treffen soll, trifft er dich. Jeder Blitz hat sein Ziel, das schon bestimmt ist, bevor er den Himmel verlässt. Er trifft oder er trifft nicht, aber jeder Blitz weiß, wo er einzuschlagen hat." Das konnte er selbstverständlich einem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht klarmachen. Aber er hatte, denke ich, auch nicht den Ehrgeiz, es zu probieren. „Es tut nichts zur Sache, wenn sie glauben, sie könnten bestimmen, wo der Blitz einschlägt." Ich staunte nicht schlecht, als ich mir diese Blitztheorie anhörte. Auch der Onkel schien von sich selbst überrascht zu sein. Er löschte das Licht. Die Uhr schlug elf, bald würden wir schnarchen.

**Der nächste Morgen** dämmerte fahlgelb. Der Föhn hatte sich gelegt, es sah nach Regen aus. Das Büchsenlicht war ausgezeichnet, wie sonst kaum an fahlgelben Morgen. Es roch nach Beute. Der Onkel aber schien keine Lust zu haben, die Hütte zu verlassen. Die Gemsen standen hoch, und er spekulierte darauf, dass sie uns vor die Nase kämen, falls die Lugnezer auf der anderen Seite der Fuorcla Pintga Betrieb machen würden.

Etwas lag in der Luft. Der Onkel betrachtete sein Gewehr: „Es gibt Tage, an denen die Gewehre innen rosten, und Tage, an denen sie außen rosten. Es gibt Tage, wo die Gewehre überhaupt nichts machen. Heute wird's pamf machen. Und heute wird's regnen. Also rosten die Gewehre heute außen." Tatsächlich gibt es Tage, an denen einem der Instinkt oder was auch immer eingibt, dass es pamf machen und ein Tier fallen wird, noch bevor es Abend ist. Keiner kann das erklären.

Im Zusammenhang mit dem Gewehr, das er nie reinigte, zitierte der Onkel

Tristram Shandy. Diesem war es gelungen, meinen Onkel mindestens soweit zu überzeugen, dass er mich sein Gewehr reinigen ließ. Er konnte ganze Kapitel aus diesem Buch auswendig, zum Beispiel Kapitel neunundzwanzig des achten Teils. Das war eins seiner Lieblingskapitel. Es war nur zwei Sätze lang. Wenn er dieses Kapitel rezitierte, war er glänzender Laune, und kein Mensch auf der ganzen Welt hätte ihn erzürnen können. Ja, mein Onkel hatte sein Gaudi an diesem Kapitel, das man höchstens mit dem trunkenen Gaudi vergleichen kann, das Jäger beim Anblick kapitaler Trophäen oder intarsierter Gewehre erfasst:

Neunundzwanzigstes Kapitel: „Putze Er meinen Degen mit einer Bürste und ein wenig Kreide." – „Er wird Euer Gnaden nur hinderlich sein", versetzte Trim.

**Weil es aber keine** degenbewehrten Jäger mehr gibt, hatte der Onkel, sehr zum Missfallen aller Jäger, die aus der Jagd eine Liturgie machen, hatte also der Onkel den Shandy den praktischen Bedürfnissen des Jägers von heute angepasst, welcher sich gelegentlich über ausgebleichte Trophäen beklagt:

„Schwärze Er seine Hörner mit einer Bürste und ein wenig Wichse." Mit einem einzigen Satz hatte Settembrini die moderne Jagd profaniert. Hatte die Halalis und Rambazamber alle Wände hochgetrieben. Ein schlagender Beweis dafür, dass das Konstrukt der uniformierten Gamsbartträger und Organisatoren von Jagdfestzügen und Hubertushochämtern auf schwachen Beinchen stehe, wenn doch eine Bürste und ein wenig Wichse sie allesamt umhaue und im Kanton eine allgemeine Depression auslöse. Darum forderte Settembrini: Die Jagd muss wieder säkularisiert werden.

**An jenem Tag** ist alles schiefgegangen. Das Wetter war gestört. Ich war gestört. Die Gämsen waren gestört. War um fünf aufgestanden, hatte meinen Plunder gepackt und war Richtung Val Canal losgezogen. Den ganzen Tag in der Val Canal an die Finger gefroren. Kälte, Schneetreiben, ein, zwei Strahlen Sonne und dann wieder Nebel. Miserabler Wind. Sieben Gämsen in der Geröllhalde gegenüber, vielleicht eine erlaubte Geiß darunter, aber keine Chance, sie anzupirschen.

Exklusiv für WILD UND HUND illustriert von Bernd Hanrath

Exklusiv für WILD UND HUND illustriert von Bernd Hanrath

Bei diesem Wetter bist du dauernd damit beschäftigt, Brille und Feldstecher zu putzen. Nach sieben Stunden in der Kälte habe ich gedacht: Blast mir doch. Bin in die Ebene hinausmarschiert. Auf halbem Weg drang plötzlich eine warme Sonne durch den Nebel. Es war halb vier. Ich breitete den Regenschutz aus, legte mich flach wie ein Heutuch hin und genoss die Wärme. Hin und wieder ein Blick hinüber zum Grat des Samuor. „Bei rauem Wetter wechseln da gerne Gämsen aus dem Lugnez herüber“, kam mir ein Diktum Settembrinis in den Sinn. Ach Quatsch, ich habe da bis jetzt immer nur Steinböcke gesehen. Aber heute, ganz plötzlich, kommen tatsächlich ein paar Gämsen auf leichten Läufen den Grat herunter: Geiß, Kitz, Geiß, Kitz, ein Jährling, und noch ein Tier. Das ist etwas fürs Fernrohr. Richte mich auf und schaue durchs Spektiv: Geiß, Kitz, Geiß, Kitz, der Jährling, und eine Geiß allein, mit nur einer Krucke. Interessant. Was tun? Es ist schon vier Uhr. Der Nebel drückt vom Tal herauf. Ich muss das freie Gelände queren, aber dann sehen sie mich, auch wenn sie eine Dreiviertelstunde weiter oben sind. Also den Nebel abwarten, und dann den Hang hoch und hoffen, dass mir der Wind nicht in den Rücken fällt.

**Alles hat geklappt:** Der Nebel ist gekommen, ich bin bis zum Hang hinübergerannt, eilig hochgestiegen, habe ein Runse gequert, bin in die zweite eingestiegen und diese hinauf so steil, dass ich alle Viere brauchte. Bin schon hoch oben am Hang, als sich der Nebel für einen Moment lichtet und ich die Gämsen sehe. Ducke mich hinter einen Höcker und greife zum Feldstecher. Kein Zweifel, das Einhorn ist eine galte Geiß. Muss wieder auf den Nebel warten. Nicht lange, da wabert er von der Seite her und hüllt im Hui die ganze Landschaft ein. Ich steige zügig weiter Richtung Rudel.

Der Nebel wird dicht und dichter, und als ich etwa auf Schussdistanz bin, beginnt es

zu schneien. Verflucht, verdammt. Ein Schneetreiben wie mitten im Winter, mir direkt ins Gesicht. Von den Gämsen keine Spur. Werden mich gewittert haben und sind über den Grat auf die andere Seite verschwunden, mutmaße ich. Krieche seitlich den Hang entlang, suche in Mulden Deckung, quere Geländehöcker auf allen Vieren. Plötzlich vor mir eine Gämse, auf zwanzig Meter, das Einhorn. Äst friedlich im Schneetreiben. Hat mich nicht gesehen, die uralte Geiß mit dem gekrümmten Rücken. Scharrt ab und zu mit dem Vorderlauf den Schnee weg. Ich liege verdreht auf der Seite, eine unmögliche Stellung, und darf mich nicht rühren. Liege noch heute auf dem Samuor, den argen Winden zum Spiel.

**„Wer viele Sommer auf der Alp** gewesen ist, hat schlechte Vorausetzungen, um ein kapitaler Jäger zu werden. Du hast eine zu enge Beziehung zum Tier und zum Boden und zu wenig Ehrfurcht vor der Waffe. Auch müsste man eine gewisse Freude am Schießen haben. Wer Militärdienst geleistet hat oder als Bub mit einem Flobert in der Gegend herumgeknallt hat, ist ein besserer Wildtöter. Er hat gelernt, nicht zu nah heranzugehen, rasch zu entscheiden, vor allem aber den Blick in die Augen jener zu vermeiden, die er tötet», meinte Barlichin. „Wenn du denen, die du töten willst, in die Augen schaust, ist es um dich geschehen."

BUCH-TIPP

## Settembrini. Leben und Meinungen

In diesem Roman von Leo Tuor berichtet der Erzähler von seinen jagdlichen Erfahrungen, die er als Zögling seiner Onkel macht. Sie sind Zwillinge, erfahrene Bergjäger und haben neben der Gamsjagd noch ein weiteres Steckenpferd – die Literatur. In ihr versuchen sie, Sinn und Wesen der Jagd zu ergründen und geben ihrem Neffen mit ihren philosophischen Betrachtungen immer wieder Denkanstöße.

Das Buch wurde in diesem Jahr mit dem Literaturpreis des Internationalen Rates zur Erhaltung des Wildes und der Jagd (CIC) ausgezeichnet.

Leo Tuor: Settembrini. Leben und Meinungen. Aus dem Rätoromanischen von Peter Egloff, 250 Seiten, fester Einband, ISBN 978-3-85791-624-3, Limmat Verlag, Zürich, 29,50 Euro